Sie selbst sprechen zu lassen bedeutet keineswegs,
sie auch wirklich zu Wort kommen zu lassen.
Denn nicht das, was sie sagen, ist entscheidend,
sondern das, was gehört wird.[i]

I do not intend to speak about; just speak nearby.[ii]

„Wir arbeiten nur mit Familien zusammen, deren Kinder bereits enttabuisiert sind“, sagt Leni zu uns, als es um die Aufteilung geht. Wir sitzen zusammen in dem kleinen stickigen Raum, der für die Ausbildung der Ehrenamtlichen zur Verfügung steht. Mit mir sind wir sieben, die nun ein halbes Jahr lang einmal wöchentlich hier waren. Ab jetzt werden wir zur Kinderbetreuung in Familien geschickt. Aber nur in Familien, *deren Kinder bereits enttabuisiert sind.*
„Das bedeutet, wir schicken euch nur in Familien, in denen die Kinder wissen, dass ihr Vater im Gefängnis ist“, fährt Leni fort. „In vielen Familien wird das nämlich gar nicht mitgeteilt. Da wird gesagt, der Papa sei auf Reisen, arbeite auf Montage oder wohne jetzt weit weg. In diese Familien schicken wir keine Ehrenamtlichen. Ihr müsst also keine Sorge haben, dass ihr erklären müsst, wo der Vater der Kids ist, diese Gespräche wurden bereits geführt. Alle Kinder sind enttabuisiert.“

Zu meinem ersten Treffen mit J. und K. begleitet mich Leni. Beim Kennenlernen mit den Familien soll immer eine Sozialarbeiterin dabei sein. Auf dem Weg erzählt sie mir, dass sie vorgestern bei dem Vater der beiden war. Die Kids und er telefonieren jeden Tag. Ich nicke und versuche die Statistiken auszublenden. Zu viele Wochen lang waren J. und K. für mich nur Variablen in den Zahlen, die wir gelernt haben. Saßen hinter den Sätzen, die mit dem Untersuchungsobjekt beginnen und dem Untersuchungsfaktor enden. *Kinder von Inhaftierten leiden in 75% der Fälle unter Beeinträchtigungen ihrer Entwicklung. Kinder von Inhaftierten sind Hochrisikogruppe, selbst im Laufe ihres Lebens straffällig oder inhaftiert zu werden. Kinder von Inhaftierten sind anfälliger für Persönlichkeitsstörungen, Verhaltensstörungen und Suchtmittelabhängigkeit. Kinder von Inhaftierten sind, Kinder von Inhaftierten haben, Kinder von, Kinder von …*
Wir rattern durch die Stationen der U-Bahn wie mein Kopf durch die Statistiken. Immer weiter raus aus der Stadt bis irgendwo ins Nirgendwo. Als ich meinen Freundinnen,

die sich besser in Berlin auskennen, abends vom Nirgendwo erzähle, nicken sie wissend und nennen es *Problembezirk*.

Die Fahrt zu J. und K. fühlt sich an wie eine Exkursion, eine Betrachtung des Gelernten im Labor. Natürlich schäme ich mich. Nicht nur deswegen.
Später fällt es mir schwer, mir vorzustellen, dass J. und K. einmal Nummern in einer Statistik für mich waren. Nur *Kinder von …,* nicht J. und K. Seit ich sie kenne, ertappe ich mich dabei, zu denken, dass die Statistiken doch nicht für sie gelten. *Sie sind doch erst sieben und neun. Sie sind doch so lieb und brav. Sie würden doch nie straffällig werden. Hochrisikogruppenkinder sehen doch anders aus. Sie doch nicht.*
Wenn es um J. und K. geht, bin ich entweder weit- oder kurzsichtig, aber nie gelingt es mir, den Blick scharf zu stellen.

Als wir ankommen, erschrecke ich kurz. Ich hatte mir ein anderes Zuhause für diesen Straftatbestand vorgestellt. Wir durften zuvor selbst entscheiden, ob wir wissen wollen, wofür die Väter verurteilt wurden, und ich verstehe jetzt, dass wir entscheiden sollten, ob wir unsere Vorurteile ausklammern können. Und dann ist da wieder diese Scham.
Die Scham setzt sich mit uns an den Tisch, während die Mutter von J. und K. erzählt, wie dankbar sie für meine Unterstützung ist. Ich bin gut zwanzig Jahre jünger als sie und habe noch nie ein Kind großgezogen, noch nie ein Kind – oder zwei – finanzieren müssen, noch nie einen Mehrpersonenhaushalt geführt. Wie selbstgefällig es wirken muss, dass ich mir anmaße … Wie schön es sei, dass nun jemand regelmäßig kommen werde, sagt sie und ich verstehe: Es geht hier nicht ums Wer, sondern ums Jemand.

Wenn ich mit meinen Freundinnen in der Kneipe über die Ausbildung rede, nicken die meisten wissend und wechseln dann das Thema. Ich kenne das von mir selbst, mache es ähnlich, wenn es um Themen geht, bei denen ich weiß, dass vieles im Argen ist. Nicht wissend zu nicken, würde so wirken, als hätte man noch nie darüber nachgedacht, dass etwas im Argen ist. *Ja, natürlich, echt schlimm, habe ich mir auch schon gedacht, mhm.* Die Angst vor der Blöße überwiegt die Neugier nach den Details. Als ich sie frage, ob sie den Begriff *Enttabuisierung* kennen, schütteln trotzdem alle den Kopf.

Die erste Stunde sind wir noch zu dritt, Leni, die Mutter und ich, während die zwei Kids noch in der Schule sind. Sie erzählt viel, von den Besuchen, dem Freisprecher, den Telefonaten. Von den Lebendkontrollen am Morgen und dem Einschluss am Abend, mit denen ihr Mann anfangs viel zu kämpfen hatte. Von der Verlegung, die sie wollten, damit die JVA leichter mit den Kindern zu besuchen wäre. Dass das ebenso wenig gewährt wurde wie Ausgang. Dass sie selten allein nach Tegel fahre, weil sie dort ja ihr Handy wegschließen müsse und dann nie erreichbar sei, wenn was mit den Kids wäre. Wie schade es sei, dass es kein Foto mehr von dem Vater mit den Kindern gebe, seit sieben Jahren. Mir fehlt ein Großteil des Vokabulars, dass sie verwendet, und ich versuche mir Wörter zu merken, um sie mir nachher von Leni erklären zu lassen. Es ist eine ganz eigene Sprache, die die Mutter spricht. Keine Knastsprache, sondern die Sprache der in Mitleidenschaft Geratenen.

Mittlerweile fühlt es sich anders an, durch Moabit zu radeln, obwohl der Vater von J. und K. dort gar nicht sitzt. Wenn ich zu unserer Stammbar, ins Tirree fahre, um dort meine Freundinnen zu treffen, schaue ich nun trotzdem immer zum Stacheldraht hoch. Einmal google ich an einer Ampel und lande bei einem Beitrag über Strafzwecktheorien. Ich lese von Generalprävention und Spezialprävention, von Abschreckung und Resozialisierung.
Nirgends steht etwas von denen, die diesseits des Zauns sitzen, ärgere ich mich. Beim Weiterradeln merke ich, was mich eigentlich ärgert: Nirgends steht etwas von J. und K. Ich nehme mir vor, einen Text zu schreiben, der nicht vom Gefängnis handelt. Einen Text, der nicht die hinter den Mauern thematisiert, sondern nur J. und K.

Bei unserem ersten Kennenlernen kommen die Kids nach ungefähr einer Stunde nach Hause. Sie stürmen in das kleine Wohnzimmer, in dem ihre Mutter, Leni und ich am Esstisch sitzen. Unsere Tassen sind mittlerweile leer, nur die letzten Reste Kaffeepulver hängen als Klumpen am Tassenboden.
Die zwei fragen mich sofort, ob wir gemeinsam etwas aus Lego bauen wollen. Sie fragen das, bevor sie fragen, wer ich eigentlich bin. Wir bauen eine Feuerwehrwache, obwohl sie kein Feuerwehrauto haben, und nach einer Weile vergesse ich, wieso ich da bin, und spiele so, wie ich mit meinen Neffen und Nichten spielen würde. Einfach nur Kinder, die Lego spielen, nicht *Kinder von* … Ich baue gerade an einem Quader,

den die zwei als „Regentonne für Löschwasser“ auserkoren haben, als J. etwas ruft, dass nach „Tut!“ oder „Tot!“ klingt, und mich erwartungsvoll ansieht.
Sein Blick bleibt weiterhin angespannt, abwartend – ängstlich? „Tot!“, ruft er nochmal und diesmal klingt es weniger nach einem U und ich realisiere, was das bedeuten könnte. Soll ich jetzt über *die Tat* reden?
Ich versuche all mein Wissen aus der Ausbildung zu aktivieren. Natürlich hatte ich damit gerechnet, mit den Kindern irgendwann über *die Tat* zu reden, aber das lag für mich in einer fernen Zukunft. Wenn ich sie kennen würde und wüsste, was man sagt. Als würde es einen Zeitpunkt geben, zu dem ich die richtigen Worte finden könnte. Ein Zeitpunkt für die richtige Abwägung zwischen „Euer Papa hat etwas ganz Schlimmes gemacht“ und „Ihr dürft euren Papa trotzdem liebhaben“. Niemals hatte ich gedacht, bei unserem ersten Kennenlernen … „Tut!“, sagt J. noch einmal und ich blicke panisch zur Kinderzimmertür, aber weder Leni noch die Mutter sind in Sichtweite.
Betreten schaue ich K. an und wie eine Kapitulation vor meinem Nicht-Gewachsensein frage ich sie, die große Schwester, obwohl ihr Geschwisterchen direkt daneben sitzt: „Was meint er denn?“
„Der kann nur noch kein ‚K‘ aussprechen. ‚Tut!‘ heißt ‚Kuck!‘“, antwortet sie mir und schaut dabei nicht einmal von ihren Legosteinen hoch.
Ich blicke zu J., vor dem ein Gebilde steht, das trotz eckiger Reifen nach etwas Autoartigem aussieht. Ein Feuerwehrauto. „Kuck!“, schau mal, ein Feuerwehrauto.
„Tlaubst du, das tann fahren?“, fragt er mich und ich nicke. Ich würde am liebsten in meiner selbstgebauten Regentonne versinken. Dabei war ich mir so sicher gewesen, mir würde das nicht passieren. Ich würde nur Kinder sehen und nicht *Kinder von* …

Die Woche darauf beginnt mein eigentlicher Aufgabenbereich und ich hole die beiden aus der Schule ab, um sie zur Vater-Kind-Gruppe in die JVA zu bringen.
Ich klopfe an die Tür, auf dem aus Glitzersternen gestalteten Türschild steht „3B“.
„Entschuldigen Sie, Frau Grubach, ich soll K. abholen, wir haben einen Termin“, sage ich zur Klassenlehrerin, die an der Tafel neben einer großen Dreißig steht.
„Knastikind, Kna-sti-kind!“, ruft ein Kind aus der dritten Reihe, ohne sich zu mir umzudrehen und tatsächlich stimmen ein paar ein. Entgeistert schließe ich die Tür hinter K., ohne mich noch bei Frau Grubach zu bedanken oder zu verabschieden.
„Sagen die sowas öfter?“, frage ich sie, die neben mir mit ihrem Schulrucksack im Arm trottet.

„Manchmal“, sagt sie und zuckt mit den Schultern.
Ich nehme mir vor, dass in meinem Text nicht nur die Haft unerwähnt bleibt, sondern J. und K. einfach Kinder sind, nicht *Kinder von* …

Eine Woche später sehe ich im Berliner Fenster in der U-Bahn eine Reportage. Es geht um Häftlinge in Moabit, die sich freuen, den Berliner Marathon mitanzuschauen, weil ein Streckenabschnitt an ihren Fenstern entlang verläuft. Ich rufe den Artikel auf meinem Handy auf und lese ihn dort vollständig. Die Häftlinge hoffen, möglichst viel vom Marathon mitzubekommen, freuen sich auf die Abwechslung zum sonstigen Alltag. Einer der Insassen erzählt, wie sehr er sich freut, dass seine Tochter mitläuft, so könne er sie vielleicht durchs Fenster sehen. Die Kommentare darunter sind fast alle empört und gehässig: *Wir laufen doch nicht für Schwerverbrecher; Wen interessierts, ob die da drin Unterhaltung haben oder nicht; Kein Kino für den Knast; Die arme Tochter.*
Ich schließe den Tab und die Augen. Es hilft nicht. *Die arme Tochter*, wiederholt mein Kopf immer wieder. Wie sehr ich mich geärgert hatte, dass nirgends J. und K. erwähnt wurden. Dass die Kinder immer unsichtbar bleiben. Verschwiegen oder zumindest unausgesprochen, in all den Beiträgen, Artikeln und Straftheorien. Wirklich besser scheint es nicht, wenn man sie erwähnt. Zumindest nicht für sie. Das sind keine *armen* Kinder, das sind starke Kinder, denke ich. Und ich merke, wieso der Text, den ich mir vorgenommen habe zu schreiben, nicht funktioniert. Ich kann von J. und K. nicht schreiben, ohne die Haft zu erwähnen, ohne sie *Kinder von …* sein zu lassen. Das ist ihre Geschichte. Wie sie es schaffen, sich aus dieser Schublade herauszukämpfen, darum geht es. Zumindest unter anderem.

Wenn wir nicht zu den Vater-Kind-Gruppen fahren, spielen wir mit Lego oder malen im Kinderzimmer. Die Mutter der beiden spricht viel mit mir, während ich da bin. Während wir auf dem Boden sitzen und die Wachsmalstifte hin und her reichen, erzählt sie immerfort. Eigentlich könnte sie, während ich zum Aufpassen komme, einkaufen gehen, Freundinnen treffen, spazieren gehen. *Zur Entlastung*, dafür bin ich ja schließlich da. Vielleicht, denke ich, ist das Erzählen die größte Entlastung.
Sie redet weiter, nun über die Nachbarin, die nie ein Paket stellvertretend entgegennimmt. „Jedes Mal heißt es, es wurde niemand angetroffen und dann landet das Päckchen im Paketshop, zu dem ich ewig weit laufe. Und dabei weiß ich doch, dass die

Postboten immer erst bei den Nachbarn klingeln. Und dass meine Nachbarin täglich im Home-Office ist“, erzählt sie mir.
„Ist das mit allen Nachbarn so?“, frage ich und sie schüttelt den Kopf.
„Aber mit einigen.“
„Schon seit dem Urteil?“
„Schon seit dem Beginn des Prozesses oder vorher. Eigentlich hat schon nach der Verhaftung kaum noch jemand mit uns geredet. Haben uns alle nur beobachtet, begutachtet. Haben mich dafür verurteilt, dass ich mich nicht trenne. Am Anfang gab es noch hier und da ein Gespräch, aber das wurde weniger. Das Urteil der anderen kommt nicht mit einem Mal, der Alltag geht allmählich ins Urteil über.“ Ich nicke, als wüsste ich, was das bedeutet, dabei ist es mir so fremd. Zuvor hatte ich gar nicht gemerkt, wie viel leichter es ist, Ehrenamtliche und nicht Nachbarin zu sein.
Ich denke an meine Nachbarin, Frau Bürstner, die manchmal meine Pakete entgegennimmt. Wie vorbehaltslos wäre ich ihr gegenüber, wenn das SEK ihre Wohnung gestürmt hätte? Würde ich glauben, dass sie mit den Taten ihres Mannes nichts zu tun hatte? Könnte ich es nachvollziehen oder zumindest akzeptieren, wenn Frau Bürstner sich dann trotzdem nicht trennt? Natürlich würde ich gern *wissen*, dass es mir anders gehen würde. Sagen können: *Ich doch nicht*. Aber wie es wäre und wie es sein sollte, sind hier ständig verschiedene Geschichten.

Auf dem Weg zur Vater-Kind-Gruppe frage ich die zwei nach einigen Monaten, ob die Besuche ihnen eigentlich Spaß machen.
„Geht so“, sagt J.
„Aber wieso fahrt ihr denn dann hin?“
„Weil sonst niemand zu Besuch kommt“, sagt K.
„Außer Mama“, ergänzt J. und drückt seinen 4YOU-Rucksack an sich.
„Ihr müsst das nicht machen“, sage ich und überlege sofort, ob ich das überhaupt sagen darf. Das wäre ja eine schöne Sache: Die Ehrenamtliche, die die Kinder bei den Haftbesuchen begleiten soll, redet den Kindern die Haftbesuche aus. Na toll.
„Ich meine ja nur, ihr seid ganz frei, zu machen, was ihr wollt“, versuche ich es neutraler zu fassen. Ganz frei oder so frei, wie man eben ist, wenn man ein *Kind von* ist.
Die zwei nicken, als würden sie auch an ihre Freiheit glauben und wir fahren trotzdem weiter nach Tegel.

Während sie in der JVA sind und ich draußen auf sie warte, denke ich an meine Geschichte. Geschichten brauchen Protagonist:innen, die handeln, zumindest einen Bruchteil ihres Schicksals in die Hand nehmen. J. und K. sind erst sieben und neun. Ich kann ihre Geschichte nur als eine erzählen, die ihnen widerfährt.

Als am Abend über eine Straftat im Fernsehen berichtet wird, ertappe ich mich dabei, dass ich zuerst an die Kinder denke, die sich jetzt in ihrer Schulklasse erklären müssen, ohne überhaupt selbst zu verstehen, was ihr Vater gemacht hat. Ich denke an die Kinder, die mit reingezogen wurden, bevor ich an die Opfer denke und entdecke dabei eine neue Art der Scham.
Am selben Abend gebe ich meine Geschichte auf. Wenn ich eine Geschichte über J. und K. schreibe, widerfährt ihnen auch noch das Zur-Geschichte-Werden. Zumindest nicht noch das.

Samstags sitze ich mit meinen Freundinnen im Tirree und ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt, dass meine Tage bei J. und K. und meine Tage mit meinen Freundinnen nicht in dieselbe Sprache passen. Ich versuche es trotzdem und sage: „Ich würde gern J. und K. Gehör schenken." Ich schlucke die Wut über das wissende Nicken der anderen herunter und versuche es nochmal: „Ich meine nicht, dass ich für sie schreibe, sondern dass ich, sozusagen, gegen ein Glas klopfe, so dass es im Raum still wird und sie erzählen können." Die anderen schweigen betreten und ich schweige auch und dann hängt kurz mein Scheitern in der Luft. Dann kommt die Kellnerin und der Abend geht in die nächste Runde.

---

[i] Hito Steyerl: Die Gegenwart der Subalternen, in: Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the subaltern speak? 2008.
[ii] Trinh T. Minh-ha, spoken in her debut film, Reassemblage, 1982.

Ein Satz der Mutter auf Seite 6 ist angelehnt an ein Zitat aus Franz Kafka, *Der Prozess*:
»das Urteil kommt nicht mit einemmal, das Verfahren geht allmählich ins Urteil über. «

Weitere Quellen:

Feige, Judith: Analyse, Kontaktmöglichkeiten zwischen Kindern und inhaftierten Eltern. Eine Befragung zur Praxis im Strafvollzug. Monitoring-Stelle UN-Kinderrechtskonvention, Berlin 2024.

Freie Hilfe Berlin e.V., Unterstützung für benachteiligte und straffällige Menschen.

Länderoffene Arbeitsgruppe des Strafvollzugsausschusses: Abschlussbericht, Kinder von Inhaftierten, September 2019.